



Unverkäufliche Leseprobe

Jana Frey
Das eiskalte Paradies



12,5 x 18,5 cm, Taschenbuch
192 Seiten, ab 12 Jahren, Januar 2010
5,95 EUR [D]
6,20 EUR [A], CHF 10,90
ISBN: 978-3-7855-6920-7
www.loewe-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2010 Loewe Verlag, Bindlach

3

So verging die Zeit und im darauffolgenden Herbst wurde ich 15. Xenia wechselte die Schule, und ich war froh, ihre Sticheleien nicht mehr ertragen zu müssen.

Marie freundete sich nach und nach mit Fabian und Susanne an, die ebenfalls in unsere Klasse gingen, aber sie nahm mich vor den anderen immer noch in Schutz.

Esther, meine letzte und einzige Freundin, nachdem Rebekka nach München geschickt worden war, zog eines Tages mit ihren Eltern nach Süddeutschland, in eine kleine Ortschaft in der Nähe von Stuttgart.

„Du wirst mir fehlen“, sagte ich ihr bei unserem letzten Treffen im Königreichssaal.

„Du mir auch“, sagte Esther. „Aber ich werde dir schreiben.“

Ich nickte und wir schauten uns eine Weile stumm an.

„Hannah?“, fragte Esther schließlich.

„Hm?“

„Hast du jemals wieder etwas von Rebekka gehört?“

Ich seufzte. „Nein, und du?“

Esther zog die Schultern hoch und blickte sich verstohlen um. „Wir haben uns damals ein paarmal geschrieben“, sagte sie leise, nachdem sie sich versichert hatte, dass uns niemand zuhörte.

„Ich wusste nicht einmal ihre Adresse“, murmelte ich und spürte einen leisen Anflug von Eifersucht, schließlich war Rebekka hauptsächlich meine Freundin gewesen und nicht Esthers.

„Ich habe ihre Adresse in München ganz zufällig herausbekommen“, erklärte Esther. „Mein Vater und Rebekkas Vater sind doch ziemlich eng befreundet.“

Ich nickte, weil ich wusste, dass das stimmte.

„Ja, und da habe ich ein paar merkwürdige Gespräche be-
lauscht“, sagte Esther, und ich hatte das Gefühl, dass sie
froh war, endlich einmal über diese Sache sprechen zu kön-
nen. „Sie haben gesagt, Rebekka ist vielleicht nicht ganz
richtig im Kopf“, flüsterte Esther hastig.

„Was?“, rief ich und zuckte, selbst erschrocken über den
Lärm, den ich machte, zusammen.

Esther schaute sich um. „Nicht so laut – bist du ver-
rückt! Dahinten steht Bruder Jochen.“

Ich lächelte. „Vor Bruder Jochen brauchen wir keine
Angst zu haben, Esther“, erklärte ich meiner nervösen
Freundin. „Ich vertraue ihm, er ist mein Freund.“

Aber Esther schienen meine Worte merkwürdigerweise
nicht zu beruhigen.

„Wenn ich es richtig verstanden habe, hat Rebekka sich
damals plötzlich geweigert, mit zu den Versammlungen zu
kommen, und zur Taufe wollte sie auch nicht.“

„Das weiß ich“, unterbrach ich Esthers Geflüster. „Meine
Eltern haben mir erklärt, dass Rebekka Probleme hat, aber
einer unserer Brüder in München hat sich dann um sie ge-
kümmert, und ...“

„Damals haben wir uns ein paarmal geschrieben“, sagte
Esther niedergeschlagen. „Es war kompliziert, aber ich
habe drei Briefe von ihr bekommen, sie hat sie an meine
Lehrerin geschickt.“

Ich runzelte die Stirn.

„Hannah, Rebekka hat mir geschrieben, dass ihr Onkel,
Bruder Josef, sie immer wieder geschlagen und in dem
winzigen Gästezimmer eingeschlossen hat.“

Esther senkte den Kopf. „Und dann hat Rebekka ganz
plötzlich nicht mehr geschrieben“, fügte sie achselzuckend
hinzu, und ihre dunklen Augen schauten ängstlich in mein
verblüfftes Gesicht.

Ich schaute Esther skeptisch an. Diese ganze Geschichte klang nicht unbedingt so, als wäre sie wahr.

„Psst, Bruder Jochen und dein Vater kommen“, murmelte Esther im nächsten Moment.

„Na, ihr beiden“, sagte mein Vater und lächelte uns an. „Was wisperst ihr denn da so aufgeregt, habt ihr etwa Geheimnisse?“

Ich schüttelte den Kopf und machte schon den Mund auf, um Bruder Jochen und meinem Vater von der merkwürdigen Geschichte von Rebekka und Bruder Josef in München zu erzählen, aber Esther kam mir zuvor.

„Nein, es ist nichts“, erwiderte sie schnell. „Wir haben uns bloß verabschiedet.“ Sie lächelte und schaute an Bruder Jochen vorbei.

Ich sah Esther nachdenklich an. Warum belog sie unsere Ältesten? Mir gefiel das nicht, aber ich schwieg dennoch. Esthers ängstlicher und eindringlicher Blick war Warnung genug. Ich begriff, dass ich sie wahrscheinlich in große Schwierigkeiten bringen würde, wenn ich von diesen heimlichen Briefen erzählte.

Gleich darauf drehte Esther sich hastig um und ging davon. Ich schaute ihr hinterher und war mir nicht sicher, ob ich traurig oder froh darüber war, dass sie in diesem Moment aus meinem Leben verschwand.

Fast ein Jahr später passierte die Sache mit dem Zauberer von Oz.

Es war Anfang August, die Sommerferien waren eben zu Ende. Wir standen in der Schule auf dem Korridor vor unserem Klassenraum und warteten auf Frau Herzog, die die Klassentür aufschließen und die erste Stunde beginnen würde. Aber sie kam merkwürdigerweise nicht und die 9b machte sofort den üblichen Freizeitlärm, der immer dann

ausbrach, wenn es unverhofft eine Freistunde für unsere Klasse gab.

Amanda und Deborah hörten zusammen einen Song auf Deborahs Walkman.

Marie, Susanne und Fabian hatten sich zur hohen Fensterbank zurückgezogen und diskutierten dort lautstark über den Film *Die Weiße Rose*, den sie sich am Vortag zusammen angesehen hatten.

Die anderen machten das, was sie fast immer machten: unzusammenhängenden, anstrengenden Lärm.

Ich stand ganz für mich alleine da und schaute distanziert in das wilde, laute Durcheinander. Wie anders ich doch war. Ich spürte überhaupt keine Sehnsucht mehr danach, so zu sein wie sie.

Ich dachte an Roswitha und an unsere vielen friedlichen Predigtdienstnachmittage, ich dachte an meine Oma, die mit mir zur Straßenverkündigung ging. Ich dachte an Bruder Jochen und Schwester Brigitte, mit denen ich seit einer Weile ein neues Bibelstudium in Angriff genommen hatte.

Ich dachte an unsere vielen Versammlungen und unsere Lieder, ich dachte an Jehova und sein verlockendes tausendjähriges Paradies, das er uns versprochen hatte.

Ich liebte unsere kleine heile Christenversammlung, und ich verachtete die große brutale, teuflische Welt der anderen.

Mit geschlossenen Augen stand ich da, mit dem Rücken an der kühlen Wand, und fühlte mich frei und ausgewählt und beschützt.

„Guten Morgen!“, rief in diesem Moment eine vergnügte Stimme und übertönte für einen kurzen Moment den Lärm der 9b.

Ich öffnete die Augen, und vor mir stand eine große dünne Frau, die jung und geschminkt und kunterbunt war.

„Ich bin eure neue Klassenlehrerin“, erklärte diese Frau und klimperte mit ihrem Schlüsselbund.

Ein paar Jungen piffen anerkennend durch die Zähne.

„Dann mal rein mit euch“, sagte die fremde Lehrerin und schloss die Klassentür auf.

„Wo ist denn Frau Herzog geblieben?“, erkundigte sich Amanda neugierig.

„Soweit ich weiß, hat sie eure Klasse abgegeben“, erklärte die Lehrerin achselzuckend.

Diese Nachricht versetzte die 9b in gute Laune.

„Ich werde euch erst einmal provisorisch unterrichten, es steht sonst niemand zur Verfügung“, erklärte die neue Lehrerin, die so jung aussah, dass man sich fast nicht vorstellen konnte, dass sie uns tatsächlich schon unterrichten durfte.

„Mein Name ist Vera Winter. Ich bin Referendarin und unterrichte Sprachen wie Frau Herzog. Außerdem bin ich Musikpädagogin.“

Die 9b hörte mäßig interessiert zu, aber ich erkannte aus den Augenwinkeln, dass Robert, der eine Tischlänge von mir entfernt saß, bereits damit begonnen hatte, die neue Lehrerin sorgfältig und splitternackt in den Deckel seines Schulordners zu skizzieren. Angewidert wendete ich ihm den Rücken zu.

„Ich hätte da eine Idee, wie wir uns ein bisschen besser kennenlernen könnten“, sagte Vera Winter in diesem Moment. „Ihr kennt doch sicherlich alle die Geschichte vom Zauberer von Oz?“

Die Klasse zuckte uninteressiert mit den Achseln, nur Fabian meldete sich.

„Ich habe ein Video von dem Musical“, erklärte er und lächelte.

Frau Winter nickte erfreut. „Genau um das Musical geht es. Ich möchte es gerne mit euch einstudieren und auffüh-

ren“, eröffnete sie uns und wartete gespannt auf unsere Reaktionen.

„Wir sollen ein Kindertheaterstück aufführen und dazu auch noch singen?“, rief Robert verblüfft und schlug empört seinen Ordner zu. „So ein Blödsinn, wir sind doch keine Sängerknaben ...“

„Ich finde die Idee gar nicht so schlecht!“, rief Amanda. „Ich werde natürlich Dorothy sein.“ Sie warf theatralisch die Arme in die Luft und schmetterte: „*Somewhere over the rainbow ...*“

Frau Winter lächelte. „So wie es aussieht, kennst du das Musical ja auch“, sagte sie zufrieden.

„Wer kennt das nicht“, antwortete Amanda achselzuckend. „Es läuft schließlich Jahr für Jahr zu Weihnachten im Fernsehen.“ Sie verdrehte die Augen.

Die bunte Vera Winter lachte.

„Höchstens unsere Tante Jehova kennt es nicht“, überlegte Amanda und warf mir einen hämischen Blick zu.

„Wer?“, fragte Frau Winter verwirrt.

„Sie meint Hannah“, erklärte Fabian seufzend.

„Wie nennst du sie?“, erkundigte sich die neue Lehrerin.

Amanda zuckte ein bisschen verlegen mit den Achseln. „Tante Jehova“, wiederholte sie ungeduldig. „Na, sie ist doch eine von diesen Spinnern. – Lesen darf sie nur die Bibel und ihre komischen Hefte, und ihre Familie hat noch nicht mal einen Fernseher ...“

Mir wurde flau im Bauch vor Demütigung und ich wendete eilig mein Gesicht ab.

„Schluss jetzt“, rief Frau Winter aber glücklicherweise, und ich war froh, dass sie es unterließ, mich zu fragen, ob ich die Geschichte vom Zauberer von Oz tatsächlich nicht kannte, denn dann hätte ich Amanda leider ausnahmsweise einmal recht geben müssen.

Ich hatte von dieser Geschichte noch nie gehört, ich kannte eben keine weltlichen Bücher, keine gewöhnlichen weltlichen Märchen und Sagen und Geschichten.

Aber dann erzählte uns Vera Winter bis zum Ende der Stunde von dem lustigen Mädchen Dorothy, das zusammen mit ihrem Hund Toto bei einem Wirbelsturm in das Zauberland Oz geweht wird und dort eine Menge Abenteuer bestehen muss, bis sie wieder zurück nach Kansas zu ihrem Onkel Henry und ihrer Tante Em gelangen kann.

Ich lauschte misstrauisch, aber die Geschichte klang harmlos.

Schon am nächsten Tag verteilte Frau Winter den Roman *Der Zauberer von Oz* von Lyman Frank Baum und ein paar Tage später schauten wir uns in der Musikdoppelstunde das dazugehörige amerikanische Musical an. Ich war wie verzaubert, ich hatte noch nie einen Film im Fernsehen gesehen, und mir gefielen die Geschichte und die Musik und der große Zauberer Oz, der in Wirklichkeit ganz klein und unbedeutend war.

„Nächste Woche werden wir ein paar Gesangsprouben machen und dann bestimmen, wer welche Rolle spielen wird“, erklärte Frau Winter, als es zur großen Pause klingelte.

„Ich werde Dorothy sein, das steht fest“, sagte Amanda zufrieden.

Aber es kam anders. Frau Winter begann die Musikstunde damit, uns kunterbunt durcheinander Lieder vorsingen zu lassen.

Amanda machte den Anfang und Frau Winter begleitete sie auf dem Klavier. Amanda sang *Somenbere over the rainbow*, wie sie es uns angekündigt hatte. „War ich gut?“, fragte sie zum Schluss und strich sich zufrieden die blonden Haare aus der Stirn.

Frau Winter lächelte, gab aber keine Antwort.

Marie sang ein Stück aus dem Musical *Hair*, und Susanne sang, weil ihr nichts Besseres einfiel, ein Weihnachtslied.

Frau Winter lachte.

Paul gab einen Song von KISS zum Besten und Deborah sang Beethovens *Freude, schöner Götterfunken*.

Als die Stunde schon fast rum war, warf Frau Winter einen prüfenden Blick auf ihre Notizen.

„Da haben ja doch viele mitgemacht“, sagte sie zufrieden. „Und ich dachte schon, außer Amanda würde sich keiner trauen.“

„Verteilen wir jetzt die Rollen?“, fragte Amanda gespannt.

„Dazu kommen wir gleich“, antwortete Frau Winter, dann schaute sie zu mir hinüber. „Hannah, was ist mit dir? Willst du nicht auch vorsingen?“

Ich zuckte zusammen und wurde rot.

„Ach, die“, sagte Deborah und lachte. „Die kennt doch gar keine Lieder, höchstens so Jesus-Blabla ...“

Die 9b lachte, nur Marie warf mir einen freundlichen, aufmunternden Blick zu.

Ich fühlte mich unwohl.

„Ich ... ich ...“, stotterte ich schließlich.

Frau Winter lächelte mir zu.

Da gab ich mir einen Ruck und nickte. Allerdings hatte ich keine Ahnung, was ich singen sollte.

„Du kannst singen, was du willst“, sagte Frau Winter. „Ein Volkslied, ein Kinderlied oder auch ein Kirchenlied, such dir einfach etwas aus.“

Robert verzog das Gesicht und verstöpselte sich vorsorglich mit zwei Fingern die Ohren.

„Herr, erbarme“, rief er theatralisch und schaute zu mir hinüber.

Ich zog aufgeregt die Schultern hoch, in meinem Kopf drehte sich alles vor Nervosität. Aber dann, plötzlich, fiel mir etwas ein. Meine Mutter, meine leibliche Mutter, hatte damals, als ich noch sehr klein gewesen war, immer ein Lied von den Beatles für mich gesungen, wie merkwürdig, dass ich mich daran plötzlich wieder erinnern konnte ...

Ich räusperte mich und stand wie in Trance auf.

When I get older, losing my hair, many years from now ..., sang ich vorsichtig, aber es klappte gut, und nach und nach wurde ich mutiger. Wie seltsam, dass ich den Text noch wusste, so ganz und gar, wo es doch Jahre her war, dass ich ihn das letzte Mal gehört hatte. Zu Hause achtete Roswitha streng darauf, dass ich kein Radio hörte, und Schallplatten oder Kassetten besaß ich nicht.

Als ich schließlich schwieg und mich wieder auf meinen Platz setzte, fühlte ich mich leicht und heiter und vergnügt.

Die 9b war für einen Augenblick ganz still.

„Das war wirklich gut“, sagte Frau Winter dann. Sie nickte mir anerkennend zu.

Und dann geschah das Wunder: Frau Winter ließ die 9b abstimmen, wer die Dorothy spielen sollte. Und die 9b entschied sich für mich!

Bis auf Amanda, Deborah und Robert meldeten sich alle für mich. Ich konnte es zuerst gar nicht glauben und Amanda glaubte es auch nicht.

„Seid ihr übergeschnappt?“, rief sie böse und warf mir einen kalten Blick zu. „Ihr wollt die bescheuerte Tante Jehova die Hauptrolle spielen lassen?“

„Halt die Klappe, Amanda!“, erwiderte Fabian ärgerlich. „Sie hat gut gesungen, besser als alle anderen, warum sollte sie nicht die Dorothy spielen?“

Frau Winter nickte. „So ist es“, sagte sie. „Hannah spielt Dorothy.“

Mir wurde schwindelig vor Stolz.

„Lächerlich“, schnaubte Amanda wütend. „Das werden ihre bescheuerten Eltern ihr sowieso nicht erlauben, oder spielt vielleicht Jesus ebenfalls mit, um höchstpersönlich auf sie aufzupassen?“

Es war plötzlich ganz still, und ich wusste, woran die anderen jetzt dachten: an unsere beiden Klassenreisen, an den Schwimmkurs im städtischen Hallenbad, an die vielen Klassenpartys, bei denen ich regelmäßig fehlte, so wie an den jährlichen Weihnachtsfeiern in der Schulaula. Immer, immer, immer fehlte ich bei diesen Anlässen.

„Ich werde mitspielen“, sagte ich in diese nachdenkliche Stille hinein. „Ich werde ganz sicher mitspielen. – Meine Eltern werden es mir nicht verbieten ...“

Ich gab meiner Stimme einen festen, überzeugenden Klang.

„Halleluja ...“, knurrte Robert.

„Wer's glaubt, wird selig“, zischte Amanda.

„Dann ist ja alles in Ordnung“, sagte Frau Winter und warf den beiden einen strengen Blick zu. „Wenn es dennoch Probleme geben sollte, könnte ich ja mal mit deinen Eltern sprechen, Hannah.“

„Das haben andere schon vor Ihnen versucht“, sagte Amanda hämisch. „Aber da werden Sie gegen eine Wand anreden, Hannahs Eltern sind leider völlig ...“

„Amanda, es reicht!“, rief Frau Winter entschieden.

Und ich, ich saß stumm auf meinem Platz und fühlte mich schon wieder miserabel. Alle Freude und aller Stolz waren so schnell verraucht, als wären sie nie wirklich da gewesen. Zurück blieb die Angst, mich wieder einmal zu blamieren, wieder einmal ausgeschlossen zu werden, wieder einmal alleine zu sein.

Denn was würden meine Eltern sagen, wenn ich ihnen

erzählen würde, dass ich in einem Schultheaterstück die Hauptrolle spielen sollte?

Am Abend kam mein Vater zu Roswitha und mir in die Küche. Es war schon fast zehn Uhr und Bruder Paul und Bruder Jochen waren gerade gegangen. Sie hatten sich mit meinem Vater zum Bibelstudium getroffen.

„Bruder Jochen war heute gar nicht zufrieden mit dir, Hannah“, begann mein Vater.

Ich zuckte zusammen und schaute verwirrt zu ihm hinüber.

„Ja, er sagte, Hannah sollte jetzt unbedingt damit beginnen, einen Büstenhalter zu tragen und sich außerdem einen Zopf zu flechten, wenn sie aus dem Haus geht, die offenen Haare wirken ein bisschen aufreizend, sagt Bruder Jochen.“

Ich wurde rot.

„Aber ...“, stotterte ich verlegen.

Roswitha nickte sofort. „Wir werden einen BH kaufen“, sagte sie schnell. „Und ihre Haare könnten wir auch kürzen lassen, das ist viel praktischer.“

Ich schaute von Roswitha zu meinem Vater und von ihm zurück zu meiner Stiefmutter.

„Ich will meine Haare aber nicht abschneiden lassen“, murmelte ich leise.

„Dann wirst du sie eben hochstecken“, überlegte Roswitha und griff nach meinen offenen Haaren. „So vielleicht“, sagte sie. „Was meinst du, Michael?“

„Lass das“, bat ich nervös. „Das tut weh, du reißt mir ja die Haare aus.“

„Unsinn“, erwiderte Roswitha und drehte mir meine zerzausten blonden Haare zu einem kleinen Haarknoten, den sie probeweise an meinen Hinterkopf drückte.

„So sieht es hübsch aus“, versicherte sie mir und lächelte.
„Ich bin doch nicht Oma“, murmelte ich entsetzt und dachte an den straffen Haarknoten, den sich Roswithas Mutter jeden Morgen vor dem Badezimmerspiegel zurechtsteckte.

„Ich finde schon eine Lösung“, versprach Roswitha und gab mir einen Kuss auf die Stirn. „Jetzt wollen wir schlafen gehen.“

Sie schob mich in mein Zimmer.

„Und morgen Nachmittag kaufen wir dir ein paar praktische Büstenhalter, Hannah“, sagte sie, bevor der Abend endgültig zu Ende war. „Dein Busen ist in der Tat ziemlich groß geworden.“

Ihre Stimme klang so missbilligend, als gäbe sie mir die Schuld daran. Ich schämte mich und verschränkte schnell die Arme vor der Brust.

„Dabei bist du so ein dünnes Mädchen“, fügte Roswitha erbarmungslos hinzu und musterte mich kopfschüttelnd. „Durch diese Brüste siehst du in der Tat ein bisschen unharmonisch und aufreizend aus, Bruder Jochen hat recht. Und ich hätte es längst sehen müssen ...“

Sie seufzte.

Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten, um ihr nicht länger zuhören zu müssen, aber ich ließ es bleiben, um Roswitha nicht unnötig zu reizen.

„Gute Nacht, Hannah“, sagte Roswitha endlich.

„Ja, gute Nacht“, murmelte ich und schloss schnell meine Zimmertür. Ich zog mich aus, vollführte im Bad eine eilige Katzenwäsche und verkroch mich anschließend niedergeschlagen in meinem Bett. Der Tag war gar nicht so verlaufen, wie er hätte verlaufen sollen. Dabei hatte ich doch fest vorgehabt, meinen Eltern schon heute von meiner unverhofften Hauptrolle im *Zauberer von Oz* zu erzählen.

Stattdessen würde ich morgen in die Stadt gehen müssen, um mir einen BH zu kaufen. Und danach würde Roswitha mich wahrscheinlich zu einem eiligen Frisörtermin überreden, um meine Haare nach ihrem Geschmack zurechtschneiden zu lassen.

„Ich bin doch kein Kleinkind“, murmelte ich verwirrt in die Dunkelheit meines Zimmers hinein. „Sie kann mit mir doch nicht machen, was sie will ...“

Ich konnte lange nicht einschlafen an diesem Abend, ich fühlte mich leer und ratlos und einsam.

Am anderen Tag gingen Roswitha und ich einkaufen.

„Ich möchte eigentlich gar keinen BH“, sagte ich leise, während wir über den Rathausplatz Richtung Innenstadt gingen. „Die anderen Mädchen in meiner Klasse tragen alle keinen.“

„Die anderen Mädchen sind anders als du. Sie wissen nicht, was sie tun, Hannah“, sagte Roswitha ungewohnt heftig. „Habe ich dir nicht schon oft genug gesagt, du sollst dich nicht mit ihnen vergleichen? Du bist schließlich etwas Besonderes.“

Ich schwieg.

Wir gingen und gingen und schließlich waren wir da. Es war ein kleines unscheinbares Geschäft in einer schmalen Seitenstraße der Fußgängerzone, vor dem Roswitha halt machte.

„Ein Miederwarenladen?“, fragte ich verwirrt und schaute skeptisch in das wenig verlockende, winzige Schaufenster. Darin waren ein paar altmodische beige und weiße Büstenhalter ausgelegt, die haargenau den BHs glichen, die Roswitha immer trug.

„Warum gehen wir nicht einfach in ein Kaufhaus?“, murmelte ich seufzend.

„Wir wollen schließlich etwas Solides kaufen“, antwortete Roswitha ungeduldig. „Und kein dünnes Fähnchen, das deinen Busen nur noch aufreizender macht.“

Wir betraten den Laden und es folgte eine unangenehme halbe Stunde. Eine ältere Verkäuferin nahm sich Roswithas Wünschen bezüglich meines Busens an.

„Dann mach dich obenrum mal frei, mein Fräulein“, sagte sie und bewaffnete sich mit einem alten zerknitterten Maßband.

„Gibt es hier keine Umkleidekabine?“, murmelte ich verlegen.

Die Verkäuferin zog leise lachend an einem grauen Stück Stoff und zauberte damit einen mickrigen Vorhang ans Licht, der auf einer gewundenen Vorhangschiene mitten durch ihren kleinen Verkaufsladen ging.

Und während Roswitha Kleinkinderunterwäsche für meine kleinen Brüder aussuchte, betrachtete sich die Verkäuferin meinen Busen.

„Körbchengröße C“, sagte sie freundlich. „Heb mal die Arme, Täubchen“, kommandierte sie dann.

Verwirrt hob ich die Arme und schämte mich schrecklich, halb nackt in diesem Laden zu stehen und meinen verhassten Busen vor Roswitha und der fremden Frau zu zeigen.

Die Verkäuferin wickelte ganz ungeniert das kalte, schmutzige Maßband um meinen nackten Oberkörper. „Ein Brustumfang von knapp 70 cm“, sagte sie schließlich. „Du bist recht dünn gewachsen, wir sind fertig, du kannst dich wieder anziehen.“

Erleichtert schlüpfte ich in meine Bluse zurück.

„Ein hübsches Mädchen, Ihr Fräulein Tochter“, sagte die Verkäuferin freundlich zu Roswitha und legte dabei drei große hautfarbene Büstenhalter auf den Ladentisch.

„Vielen Dank“, sagte Roswitha und zog ihr Portemonnaie hervor.

„Die gefallen mir aber nicht, Roswitha“, sagte ich leise.

„Büstenhalter müssen auch nicht gefallen, Büstenhalter müssen passen“, erklärte Roswitha und lächelte.

Ich schaute Roswitha an und fühlte mich plötzlich genauso leer und ratlos und einsam wie in der vergangenen Nacht. Ich schaute in Roswithas lächelndes Gesicht, und zum ersten Mal kam mir ihr Lächeln überhaupt nicht sanft und fürsorglich vor, sondern im Gegenteil kühl und berechnend.

„Wollen wir noch eine Tasse Tee trinken gehen?“, fragte Roswitha, nachdem wir zurück auf der breiten Verkaufsstraße waren. „Wir haben noch ein bisschen Zeit.“

Ich nickte erschöpft und wir gingen in die kleine Teestube nahe beim Park. Die Teestube gehörte einem älteren Ehepaar, die ebenfalls Zeugen Jehovas waren und die wir fast täglich bei den Versammlungen trafen.

Roswitha bestellte Tee und Kuchen und ließ es sich schmecken.

„Nun zu deinen Haaren, Hannah“, sagte sie schließlich und zupfte mir über den Tisch hinweg an einer Haarsträhne.

Ich schwieg verbissen.

„Ich denke, du solltest sie in Zukunft flechten.“

„Ich möchte aber nicht“, erwiderte ich leise. „Das sieht kindisch aus, kein Mädchen in meiner Klasse ...“

„Hannah, ich kann es nicht mehr hören“, unterbrach mich Roswitha gereizt.

Wir schauten uns an, und Roswithas Augen bohrten sich in meine Gedanken, so kam es mir jedenfalls vor. Mir wurde schwindelig und ich wendete vorsorglich den Blick ab.

„Hannah, ich mache mir wirklich Sorgen um dich“, sagte Roswitha, nachdem sie lange genug in meinen Gedanken herumgestöbert hatte. „Du wirkst plötzlich so verstockt und aggressiv, was ist los mit dir?“

„Gar nichts ist los“, murmelte ich.

„Das glaube ich dir nicht“, beharrte Roswitha.

„Es stört mich einfach, dass du so ...“ Ich suchte nach Worten. „... dass du so über mich – verfügst. Ich ... ich bin doch kein Kleinkind mehr, ich ...“

„Hannah!“, zischte Roswitha ärgerlich, aber gleich darauf lächelte sie wieder und legte sogar ihre Hand auf meine Hand. „Hannah, bist du etwa in schlechte Gesellschaft geraten, in der Schule vielleicht?“

Ich schüttelte den Kopf, aber Roswitha ließ nicht locker. „Du weißt, was Bruder Jochen immer sagt?“

Ich nickte. „Er sagt, schlechte Gesellschaft verdirbt nützliche Gewohnheiten“, wiederholte ich widerwillig die warnenden Worte unseres Ältesten, die er in fast jeder Versammlung in seine Predigten einflocht.

„Ganz recht“, sagte Roswitha und hatte eine besorgte Falte auf der Stirn.

In diesem Moment kam die Bedienung an den Tisch.

„Wollt ihr noch etwas bestellen, Schwestern?“, fragte sie freundlich.

Ich schüttelte abwehrend den Kopf, aber Roswitha stellte sich ein Eis.

„Roswitha, ich werde in der Schule beim *Zauberer von Oz* mitspielen“, sagte ich plötzlich, es musste einfach heraus, obwohl es kaum einen ungünstigeren Moment für diese Enthüllung hätte geben können. „Und stell dir vor, die Klasse hat mich für die Hauptrolle ausgewählt, ich werde die Dorothy spielen. Sie wird bei einem Sturm zusammen mit ihrem Haus in das Zauberland Oz geweht und das Haus er-

schlägt bei der Landung die böse Hexe des Ostens ... Es ist ein Musical und ich soll ganz alleine auf der Bühne singen! *Somewhere over the rainbow* heißt der Song, mit ihm beginnt das Stück ...“

Roswitha lächelte, sie lächelte so sehr, dass ich den Faden verlor und verwirrt schwieg.

„Du wirst diesen Unfug natürlich nicht spielen, Hannah“, sagte sie schließlich fest und lächelte und lächelte und lächelte.

„Aber ...“, begann ich, doch das Wort blieb mir im Hals stecken vor Entsetzen. „Ihr dürft es mir nicht verbieten, ich habe schon zugesagt. Ich habe versprochen, dass ich spielen werde, und es ist doch nichts dabei. Ich meine, es ist nichts Verdorbenes oder so. Es ist nur ein Kindertheaterstück, sie zeigen es jedes Jahr zu Weihnachten im Fernsehen ...“

Roswitha hatte ihr Eis aufgegessen, sie winkte nach Schwester Jeanette, der Teestubenbesitzerin. „Wir würden jetzt gerne bezahlen.“

Schwester Jeanette nickte und brachte uns die Rechnung.

„Was hast du denn, Goldstück?“, fragte sie mich besorgt. „Du bist ja so blass.“

„Es ist nichts, gar nichts“, sagte Roswitha schnell.

Doch, es ist etwas, schrie es tief in mir drin. Und tief in mir drin sprang ich auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie es allen ins Gesicht: *Ich will die Dorothy spielen! Und ich werde die Dorothy spielen! Ich will einmal machen, was ich will!*

Aber innendrin war eben nur innendrin und nicht die Wirklichkeit, und darum sagte ich gar nichts, doch ich spürte, wie Wut und Verzweiflung und Hilflosigkeit sich in meinem Bauch zu einem harten Klumpen zusammenballten und mich ganz schwach und trostlos machten.

„Wir gehen nach Hause, ich glaube, du brauchst ein bisschen Ruhe“, sagte Roswitha, als wir wieder auf der Straße waren.

Ich nickte erschöpft. „Was ist mit dem Theaterstück?“, wagte ich einen letzten Vorstoß.

„Wir werden sehen, ich werde mit deinem Vater darüber sprechen. Und mit Bruder Jochen.“

Ich nickte wieder und fühlte mich gleich ein bisschen leichter. Bruder Jochen hatte schon oft meine Singstimme gelobt, einmal sogar während einer Versammlung, vor unserer ganzen Gemeinde. Er würde mich ganz sicher unterstützen.

Aber es kam anders. Am Freitag gingen wir zur Versammlung und dort geschah es!

Ich saß gedankenverloren zwischen meiner Oma und Roswitha, als Bruder Jochen unmittelbar nach seiner Predigt zu mir hinüberschaute. Seine hellblauen Augen hatten einen sanften und besorgten Ausdruck, während sie mich unverwandt musterten.

„Liebe Schwester Hannah, ich spreche dich hier und heute an, weil ich in Sorge um dich bin.“

Ich zuckte zusammen und spürte, wie ich vor Schreck ganz rot im Gesicht wurde, meine Backen wurden heiß, glühend heiß, und irgendwo tief in meinem Kopf pochte und hämmerte es.

„Deine Mutter, unsere von allen geschätzte Schwester Roswitha, hat mich gestern Nachmittag überraschend aufgesucht und um Rat gebeten.“

Eine Menge Gesichter drehten sich nach mir um und ich senkte entsetzt den Blick.

„Hannah, steh bitte einmal auf, damit wir unser kleines Problem rasch wieder aus der Welt schaffen können“, sagte Bruder Jochen freundlich.

Ich spürte, wie ich zu zittern begann, der Schweiß trat mir aus allen Poren, und von einem Moment zum nächsten klebte meine Bluse an meinem nassen Rücken. Der Verschluss meines scheußlichen neuen BHs begann zu kratzen.

„Schön, nun können wir dich alle gut sehen“, sagte Bruder Jochen zufrieden. „Schau mich doch auch einmal an, kleine Schwester.“

Ich hob den Kopf und helle Sterne tanzten vor meinen brennenden Augen.

„Du bist in der Schule also dazu aufgefordert worden, in einem amerikanischen Singspiel die Hauptrolle zu spielen, habe ich recht?“

Ich nickte.

„Du weißt aber, dass deine Eltern gegen diese Idee sind?“

Ich nickte wieder.

„Und du weißt außerdem, dass Jehova möchte, dass du deinen Eltern gehorsam bist?“

Ich nickte erneut und meine Knie zitterten so stark, dass ich dachte, ich würde nicht mehr lange so stehen können. Benommen schwankte ich zur Seite und klammerte mich an meine Stuhllehne.

„Und dennoch bist du zu Hause missmutig und übelläufig“, fuhr Bruder Jochen vorwurfsvoll fort.

Ich schüttelte den Kopf.

„Bist du dir darüber im Klaren, dass der, der die Lehre Gottes annimmt, sich so wenig wie möglich mit Weltmenschen abgeben soll?“

„Ja ...“, sagte ich leise.

„Na, siehst du“, erwiderte Bruder Jochen. „Und darum wirst du nicht Theater spielen, Hannah.“

Ich nickte. „Darf ich mich wieder setzen?“, fragte ich vorsichtig und zum ersten Mal konnte ich nicht in Bruder Jo-

chens helle, sanfte Augen schauen. Ich hatte das Gefühl, weinen zu müssen, wenn ich es täte. Ich fühlte mich von ihm im Stich gelassen und betrogen und getäuscht. Warum hatte er nicht alleine mit mir gesprochen, warum mitten in der Versammlung? So etwas kam nur sehr selten vor, so etwas war eine ernste Angelegenheit.

„Ja, du darfst dich wieder setzen, liebe Schwester Hannah“, sagte Bruder Jochen und dann betete er für mich, laut und mit klarer Stimme, und seine Fürbitte schallte sanft und fürsorglich aus allen Lautsprechern unseres Königreichssaals.

Die ganze Gemeinde betete mit und Roswitha legte ihre Hand auf mein Knie und lächelte wieder.

Ich fühlte mich alleine und bloßgestellt und verletzt und unverstanden und trostlos.

Am anderen Morgen fiel es mir schwer aufzustehen.

Ich hatte in der Nacht sehr schlecht geschlafen und merkwürdige Träume gehabt.

Meine gestorbene Mutter war in einem dieser Träume vorgekommen, meine gestorbene Mutter, die in meinen Träumen seltsamerweise immer ein Gesicht hatte, auch wenn ich mich am folgenden Morgen nie daran erinnern konnte.

Aber nachts hatte sie jedenfalls ein Gesicht und in meinem kurzen Traum tauchte sie wie aus dem Nichts auf und sang *Somewhere over the rainbow* für mich. Dabei hielt sie meine Hand ganz fest in ihrer Hand. Ich war sehr aufgewühlt und durcheinander, während ich so mit ihr zusammensaß und ihrer weichen, unwirklichen Stimme lauschte.

Aber auch Amanda war in einem meiner wirren Träume vorgekommen. Amanda, die mich auslachte und verhöhnte, während ich plötzlich neben meiner Oma vor einem La-

den in der Stadt stand und den *Wachturm* so fest umklammert hielt, bis das Heft von meinen eigenen Fingern zerrissen wurde.

„Du ungeschicktes, dummes Ding!“, schimpfte meine Oma und drückte mir ein neues Heft in die Hand.

„Entschuldige“, sagte ich und versuchte, das neue Heft vorsichtiger zu halten, aber es nützte nichts, auch diese Zeitschrift ging in meinen Händen kaputt und rieselte in unordentlichen Papierfetzen zu Boden.

„Du weißt, dass Jehova dich sieht“, warnte mich meine Oma böse.

„Ja“, murmelte ich benommen.

„Aber du bist ja sowieso von Grund auf verlogen und verdorben, und wenn Harmagedon kommt, wird Jesus dich mit den anderen Ungläubigen töten müssen.“

„Ich weiß“, antwortete ich und schlug die Hände vor mein Gesicht.

„Und du siehst aus wie eine Schlampe, Hannah“, zischte meine Oma erbarmungslos und reichte mir einen großen schmutzigen BH, den sie einfach so aus der Luft gegriffen zu haben schien. „Zieh ihn an, damit man deinen sündigen Busen nicht sieht.“

„Hier auf der Straße?“, flüsterte ich entsetzt.

„Natürlich hier auf der Straße“, sagte meine Oma ungehört. „Hinter dem grauen Vorhang, wie es sich gehört ...“

Und sie zog halbherzig an einem dünnen, fadenscheinigen Vorhang, der am Himmel zu hängen schien. „Und jetzt schnür dir deine Brüste weg, bevor Satan sich an dir vergeht ...!“

In diesem Moment wachte ich auf und mein Gesicht war nass von Tränen. Erleichtert, dass diese schreckliche Nacht endlich vorüber war, stand ich zitternd auf und machte mich für die Schule fertig.

„Willst du denn nichts frühstücken?“, erkundigte sich Roswitha verwundert und fing mich an der Wohnungstür ab.

Ich schüttelte niedergeschlagen den Kopf. „Ich habe keinen Hunger.“

Roswitha schaute mich prüfend an. „Na, du musst es ja wissen“, sagte sie dann, aber ihre Stimme klang ganz eindeutig misstrauisch und verstimmt.

„Ich gehe dann jetzt“, sagte ich schnell.

„Bis heute Abend, Hannah. – Denk dran, dass du heute Mittag mit Oma zur Straßenverkündigung gehst.“

Ich erschauerte und dachte an meinen Traum mit den zerrissenen Zeitschriften.

„Hörst du, Hannah?“

„Ja ...“, murmelte ich und eilte davon.

Draußen war es morgenkalt und ich fühlte mich trostlos. Ich legte den Kopf in den Nacken und sah in den Himmel. Der Himmel war grau und schob dicke, schwere Regenwolken über die Stadt. Bestimmt würde es bald regnen.

In der Schule erwartete uns Frau Winter im Musiksaal.

„Hier sind die Texthefte“, begrüßte sie uns vergnügt, und dann begann sie, die restlichen Rollen zu verteilen.

Paul würde die Vogelscheuche spielen, die sich danach sehnte, klug zu sein.

Marie würde der ängstliche Löwe sein, der sich nichts mehr wünschte, als endlich mutig zu werden.

Und Amanda bekam die Rolle des verrosteten Blechholzfällers, dessen größter Wunsch es war, ein Herz in seiner hohlen Blechbrust zu haben, um endlich seine Gefühle zu spüren.

„Ich wäre allerdings wirklich lieber Dorothy“, murmelte sie unzufrieden.

„Hannah ist Dorothy“, sagte Frau Winter und reichte mir ein Textbuch. „Das geht doch klar, Hannah? – Hast du mit deinen Eltern gesprochen?“

Ich biss mir auf die Lippen, aber dann nickte ich hastig.

„Prima“, sagte Marie, und ich wendete schnell den Blick ab, damit die anderen nicht sahen, dass ich log. Wir begannen mit der Leseprobe und die Zeit verging wie im Flug.

„Wir haben noch viel Arbeit vor uns“, sagte Frau Winter, als die Schulglocke unsere erste Probe unterbrach.

„Wann werden wir das Stück aufführen?“, erkundigte sich Paul, der dabei war, seine Textstellen mit einem gelben Filzstift zu markieren.

„Ich denke, kurz vor den Herbstferien“, sagte Frau Winter. „Wir werden in allen Musikstunden proben. Und mindestens einmal in der Woche werden wir uns nachmittags hier treffen müssen.“

Ich erschrak. Wie sollte das gehen? An den Nachmittagen hatte ich doch niemals Zeit. Wenn ich nicht zur Versammlung ging, ging ich mit Roswitha zum Predigt dienst, und wenn ich nicht zum Predigt dienst ging, dann ging ich mit meiner Oma zur Straßenverkündigung. Und dann war da noch mein Bibelstudium bei Bruder Jochen.

„Frau Winter, ich ...“, begann ich, aber als ich sah, dass Amanda sofort neugierig zu mir hinüberschaute, konnte ich nicht weitersprechen.

„Ja, Hannah?“, fragte Frau Winter und packte ihre Tasche.

„Ach, nichts“, sagte ich schnell.

„Hast du Probleme, Hannah? Ist es wegen des Stücks? Soll ich vielleicht doch einmal mit deinen Eltern sprechen? Ich habe mich erkundigt, es gibt keinen Grund, warum du nicht in unserem Stück die Hauptrolle spielen solltest.“

„Sie haben sich erkundigt?“, fragte ich fassungslos.

Frau Winter nickte. „Ja, meine Nachbarin war – früher einmal selbst Zeugin Jehovas, und sie hat gesagt ...“

„Sie war früher einmal ...?“, stammelte ich entsetzt.

Frau Winter nickte. „Ja, und sie hat gesagt, es ist ganz sicher keine Sünde, wenn du ...“

„Sie haben mit einer ... Abtrünnigen über mich gesprochen?“

Frau Winter runzelte die Stirn. „Na ja, sie ...“

„Mit Abtrünnigen darf man nicht sprechen, man darf keinen Umgang mit ihnen haben ...“

Ich brach ab, weil mir die Angst den Hals zuschnürte.

Frau Winter schaute mich verwirrt an.

„Hannah ...“, begann sie vorsichtig, aber ich wollte nichts mehr hören. Hastig griff ich nach meiner Tasche und stürzte davon.

„Sehen Sie jetzt, dass die Tante Jehova einen Knall hat?“, ertönte noch hinter mir Amandas hämische Stimme, dann hörte ich nichts mehr außer meinem aufgeregten Herzschlag.